Annette Simonis, Kirsten von Hagen et. al.

Rückblick und Ausblick

Die ausgearbeiteten Beiträge des vorliegenden Themenhefts sind, wie einleitend erwähnt, aus der XX. Tagung der Deutschen Gesellschaft für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft (DGAVL) unter dem Titel *Literatur und Life Writing – Literatur und Lebenserfahrung*, die vom 12.6.2025 bis 14.6.2025 an der Justus-Liebig-Universität stattfand, hervorgegangen. Sie sind Teil eines reichhaltigen, differenzierten Kontextes und lebendigen Diskussionsfelds, das sich dem regen Austausch unter den Tagungsteilnehmer/innen verdankt. Nicht alle Vortragenden konnten ihre Beiträge zur gemeinsamen Veröffentlichung ausarbeiten, sei es aus Zeit- bzw. Termingründen, sei es, dass die Referate bereits andernorts als Teil von größeren Forschungsprojekten oder von individuellen Qualifikationsschriften eingeplant waren. Deshalb soll hier der weitere Rahmen und Kontext des Tagungsgeschehens anhand der verschiedenen Vortragsthemen aus dem Tagungsprogramm und der zugehörigen eingereichten Abstracts skizziert werden. Auf diese Weise können Einblicke in die übergreifenden Zusammenhänge und den intensiven Forschungsdialog vermittelt werden, die es erlauben, die Aktualität der Thematik und das weitgefächerte sowie differenzierte Spektrum der verhandelten Aspekte und Kriterien zu beleuchten.

Annette Simonis und Kirsten von Hagen haben in ihrem *Call for Papers* zu „Literatur und Life Writing — Literatur und Lebenserfahrung“ aktuelle Forschungsfragen aufgeworfen und die neuere Forschungsdiskussion zum autobiografischen Schreiben, zur Autofiktion und zu aktuellen experimentellen Formen des Life Writing wie folgt umrissen:
Eine der faszinierenden Besonderheiten von Literatur besteht darin, dass sie individuelle Lebenserfahrungen verarbeiten und in unterschiedlichen Darstellungsoptionen vermitteln kann. Dies gilt vor allem, wenn auch keineswegs ausschließlich, für autobiografische und biografische Texte. Seit den 1980er Jahren hat sich der Begriff des Life Writing in der Forschung als ein neuer Terminus etabliert, um eine Reihe experimenteller autobiografischer Schreibformen zu bezeichnen, die sich von der traditionellen Ausprägung der Gattung in verschiedener Hinsicht unterscheiden. Die neuen Akzentsetzungen betreffen sowohl semantische als auch formalästhetische Aspekte. Zum einen wird die Abgrenzung vom traditionell männlichen, weißen Subjekt autobiografischen Schreibens hervorgehoben, zum anderen die innovative Sondierung neuer z.T. hybrider Subgenres und Textsorten (Essays, Reiseerzählungen, Tagebücher, Journaux intimes) sowie Medienkombinationen (wie z.B. Foto-Essays, dokumentarische Comics, Kurzfilme verschiedenen Typs oder Blogs) profiliert, die

sich häufig in einem Spannungsfeld zwischen Faktualität und Fiktionalisierung bewegen. Die Erkundung der vielfältigen themenrelevanten Texte eröffnet ein weit gefächertes Spektrum innovativer literatur- bzw. kulturwissenschaftlicher Fragestellungen und interdisziplinärer Forschungsperspektiven. Aus der Fülle der Fragerichtungen und Erkenntnisinteressen seien im Folgenden nur einige exemplarisch genannt: Welche neuartigen, ggf. transkulturellen Erfahrungsräume geraten in den jeweiligen Textbeispielen in den Blick? Welche Selbstentwürfe und Formen des Self-Fashioning sowie der Selbstinszenierung werden seitens der jeweiligen Erzählinstanzen bzw. der poetischen Subjekte hervorgebracht? Welche Wechselwirkungen zwischen den Erfahrungen und der Selbstkonstruktion werden in der literarischen Darstellung zum Ausdruck gebracht? Welche inter- und transkulturellen Dimensionen werden adressiert? Was sind die Besonderheiten der gewählten Schreibsituationen und Schreibszenen? Welche spezifischen poetologischen und ästhetischen Mittel gelangen zum Einsatz?

Die Resonanz war ausgesprochen vielfältig und differenziert, wie die Themenvorschläge und Abstracts dokumentierten, so dass sich während der Tagung produktive Dialoge und Diskussionen entfalten konnten. Im Folgenden seien sämtliche Beiträge der Tagung und ihre jeweiligen Inhalte kurz vorgestellt, da sie geeignet sind, den weiteren Rahmen für die Aufsätze des vorliegenden Hefts abzustecken und darüber hinaus einen Ausblick auf weitere innovative, themenrelevante Forschungsbeiträge zu geben:

Elena Fabietti (Regensburg):
Das Leben des Körpers: Autobiographie und Politik in Goliarda Sapienzas *L' Arte della Gioia*

Goliarda Sapienza (1924-1996) wurde erst in den späten 1990er Jahren vor allem dank ihrer Rezeption in Frankreich als Autorin wiederentdeckt, nachdem ihr Roman *L'Arte della gioia* (*Die Kunst der Freude*), begonnen 1969 und nach seiner Fertigstellung 1978 mehrfach von italienischen Verlagen abgelehnt, posthum 1998 veröffentlicht wurde. Sapienza stammte aus einer sozialistischen Familie, verbrachte ihre Lehrjahre während der 1940er und 50er im Theater und Kino, begann nach einer Lebenskrise in den 1950ern zu schreiben und hielt ihr eigenwilliges, unkonventionelles, durchaus politisches Leben zunächst chronologisch in ihrer Autobiographie *Lettera aperta* (1967) fest. Sapienzas nonkonformistische Biographie dient aber auch als Ausgangspunkt für ihr zwei Jahre später begonnenes opus magnum, ihren Roman Die Kunst der Freude. In diesem erlebt die Protagonistin Modesta Italiens Geschichte aus der abgelegenen aber durchaus aufgeschlossenen sizilianischen Provinz, wo sie durch ihre ungebürliche Kühnheit und unbekümmerte, eigenwillige Entscheidungen, ihr Leben zu einem dissidenten, revolutionären Roman gestaltet. In ihrem einzigartigen Schreibsystem, das oft visuelle Strategien aus der Filmsprache umsetzt, fordert Sapienza die Strukturen eines vermeintlich männlichen Schreibens heraus, indem

sie eine weibliche Subjektivität performiert, die sich durch den Körper, seine Wahrnehmungsweisen und seine Praktiken ausdruckt. Die Körperlichkeit wird in *Die Kunst der Freude* zum epistemischen Zentrum der Erzählung. Dadurch entsteht eine neuartige, dissidente weibliche Subjektivität, die sich dem zeitgenössischen feministischen Denken jedoch nicht völlig anschließt (vgl. Ross 2016, 94). Eher kann man Sapienzas politisch geprägten Schreibstil der Neuen Sensibilität sowie auch dem Diskurs der sexuellen Befreiung wie etwa bei Herbert Marcuses 1969 *Essay on Liberation* annähern, sowie, mit Blick auf seine formalen Verfahren, ihrer langjährigen Arbeitspraxis als Schauspielerin und Regisseurin. In meinem Beitrag befasse ich mich mit Sapienzas körperlicher Verfassung der Subjektivität, wie sie paradigmatisch in *L'arte della gioia* (Die Kunst der Freude) hervortritt und wie sie parallel in ihrer Autobiographie *Lettera aperta* (1967) und in Tagebüchern, ab 1976 als Taccuini gesammelt, konstruiert wird. Einerseits soll gezeigt werden, wie der Körper in seinen Bedürfnissen, Funktionen und Wahrnehmungsfähigkeiten neu erkundet wird, mit oft unerwarteten, teilweise irritierenden Ergebnissen. Anderseits konzentriert sich der Beitrag darauf, wie der Körper zum ästhetischen Kern jeglicher affektiven Innerlichkeit der Hauptfigur sowie der von ihr gepflegten Beziehungen wird. Diese körperliche Gestaltung einer neuen, weiblichen, befreiten Subjektivität stellt ein einzigartiges erzählerisches Experiment dar, das zum einen im Kontext von zeitgenössischen politischen Diskussionen zu verorten ist und das zum anderen als einzigartige literarische Elaboration des autobiographischen Diskurses und der Erfindung einer neuen Kunst der Fiktion zu verstehen ist.

Solvejg Nitzke (Bochum):
Baumleben erzählen. Dendro(auto)biographische Formen zwischen life und nature writing

Ein menschliches Leben entlang der Physiognomie eines Baumes zu erzählen, um damit nicht nur einen ‚natürlichen' Lebenszyklus, sondern auch Dauer zu evozieren, gehört zu den bekannteren Topoi (auto)biographischen Schreibens. Von der Wurzel bis zum Samen zu erzählen, suggeriert eine zeitliche Ordnung, die vom (eigenen) Ursprung bis zu den fernen Nachkommen reicht, dabei aber außer Acht lässt, dass ein Baum nicht von der Wurzel aus wächst, sondern gleichzeitig in die Erde und in die Luft strebt. Selbst dort, wo, wie in Alexander Demandts Kulturgeschichte Der Baum (2014, zuerst Über allen Wipfeln 2005), das Biographische eine untergeordnete Rolle spielt, ist der anekdotische Vergleich zwischen dem emeritierten Historiker und den Bäumen, über die er schreibt, grundlegend. Alter, Erfahrung und Dauerhaftigkeit machen „den Baum" nicht nur zu einem angemessenen Gegenstand für das Alterswerk, so Demandt, er kann sich auch selbst stellvertretend für „den Menschen" in dieser Form wiedererkennen (vgl. Demandt 2014, 7). Wenn nun in den letzten Jahren eine ganze Reihe von Texten erschienen sind, die sowohl Baumleben biographisch erschreiben (z.B. David Suzuki und Wayne

Grady: Tree. A Life Story 2004/2028) und/oder das eigene Leben und die eigene Familiengeschichte durch Bäume erkunden (z.B. Jessica J. Lee: Two Trees Make a Forest 2020), liegt die Vermutung nahe, dass auch hier eine arboreale Poetik entworfen wird, die Bäume dem menschlichen life writing unterordnen. Das Gegenteil ist aber der Fall. Nicht nur literarische Texte (prominent von Richard Powers, Annie Proulx und Han Kang) widmen sich Bäumen als literarischen Figuren eigenen Rechts und entwerfen Baum-Mensch-Beziehungen, die die Trennung zwischen pflanzlichem und menschlichem Körper und Leben unterlaufen, auch nicht-fiktionale Texte setzen literarische Schreibweisen und Poetiken ein, um durch, mit und über Bäume anders zu schreiben. Im Vortrag werde ich zeigen, wie sich im Dialog zwischen Literatur, life und nature writing Schreibweisen herausbilden, die nicht nur die Speziesgrenzen überwinden, sondern auch erkunden, welche Formen der Vielgestaltigkeit arborealen Wissens und der Erfahrung von Baum-Mensch-Beziehungen gerecht werden kann. Ausgehend vom Postulat der Unzulänglichkeit der diskursspezifischen Formen (sowohl in den Wissenschaften, z.B. bei Hope Jahren, und in der Dichtung, z.B. bei Sumana Roy) werde ich Texte vorstellen, die dendro(auto)biographisches Schreiben für die Populärwissenschaft ebenso fruchtbar machen, wie für poetisches Schreiben und nicht zuletzt wissenschaftliches Arbeiten und ökologische Praxis. Verbunden durch das Interesse, Bäume um ihrer selbst zur Erscheinung zu kommen lassen, werden durch komparatistische Verfahren hier (Text-)Netzwerke sichtbar, die übliche disziplinäre und diskursive Grenzen hinter sich lassen. Der Vortrag basiert auf Forschung im Projekt „Fremde Verwandtschaft. Eine Kulturpoetik der Bäume“ (Fritz-Thyssen-Stiftung 2021-2023) und denkt Ansätze aus meiner gleichnamigen Habilitationsschrift (erscheint im März 2025 bei Wallstein) weiter in Richtung einer neuen Konzeption von Genres aus einer phyto- und arbopoetischen Perspektive.

Vanessa Franke (Weimar/ Paris):
Wilde Leben: Schreibweisen kritischer Mensch-Tier-Beziehungen

In der europäischen Gegenwartsliteratur werden in den letzten Jahren vermehrt nicht nur menschliche, sondern auch mehr-als-menschliche Leben ins Zentrum autofiktionalen Schreibens gerückt. An die Stelle eines klassischen nature writing, so möchte ich argumentieren, tritt ein *life writing*, das menschliches Leben immer schon als Verstrickungsbeziehung zu anderen Lebewesen und Umwelten im Anthropozän begreift. Dass Natur und Kultur sich nicht mehr klar voneinander trennen lassen, ist mittlerweile eine in den Kulturwissenschaften weit verbreitete Annahme, daher kann auch vom literarischen Schreiben einer reinen ‚Natur‘ sowieso kaum noch die Rede sein. Theoretiker:innen wie Donna Haraway, Anna Tsing, Vinciane Despret oder Bruno Latour haben mit Begriffen wie *naturecultures*, *becoming-with* (Haraway 2003, 2008, 2016), *anthropo-zoo-genesis* (Despret 2004) oder *Gaia* (Latour 2017, bzw. Margulis/Lovelock 1974) den Boden bereitet für ein neues, antidualistisches Denken und Schreiben mit und für Tiere(n) und Pflanzen.

Einschlägiges Beispiel ist die Autobiographie d'un poulpe von Vinciane Despret (2021), ein Versuch des spekulativen Erzählens aus der oktopodischen Perspektive. Allerdings ergeben sich aus rezenten Verhandlungen von Mensch-Tier-Beziehungen, wie insbesondere *Croire aux fauves* [An das Wilde glauben] von Nastassja Martin (2020), auch verstärkt kritische Perspektiven auf die Verstrickung von Menschen und Tieren, die (gerade aufgrund der gegenseitigen Abhängigkeit) vielmehr auf notwendige Distanz als auf Nähe und Vermischung hinweisen. Dabei geht es um den Schutz von Ökosystemen ebenso wie um den Schutz von Personen und deren Leben. Die Autorin von *Croire aux fauves* wurde während einer anthropologischen Feldforschung in Sibirien lebensgefährlich von einem Bären verletzt und reflektiert von ihrem Krankenbett aus über diese Begegnung mit dem absoluten Anderen. In meinem Vortrag möchte ich auf die beiden Beispiele und ihre erzählerischen Mittel eingehen (Despret und Martin), und dabei nach möglichen Perspektiven und Schreibweisen von kritischen bzw. krisenhaften Mensch-Tier-Beziehungen fragen, die sich nicht so einfach in *kinship* (Haraway) auflösen lassen, sondern eventuell neue Grenzziehungen erforderlich machen.

Christiane Solte-Gresser (Saarbrücken):
Life Writing als Death Writing. Die Frauen der Shoah und ihre Überlebenstexte

Shoah-Überlebende ringen oft Zeit ihres Lebens mit einem angemessenen Ausdruck für die Artikulation ihrer Erfahrungen. Träume spielen eine entscheidende Rolle bei den Versuchen, eine sprachliche Form zu finden für das, was die Grenzen herkömmlicher, meist auf Kausalität, Linearität und Finalität beruhender Narrative überschreitet. Betrachtet man das Textkorpus überlieferter Shoah-Träume genauer, so stechen dabei auch zahlreiche Werke ins Auge, die von Frauen verfasst wurden. Um diese soll es in dem geplanten Vortrag gehen. Denn es ist erstaunlich, dass die Frage nach einem spezifisch weiblichen Traumerleben in den Kulturwissenschaften bislang eine vergleichsweise geringe Rolle spielt.

Nach einem allgemeinen Überblick über Themen und Strukturen weiblicher Shoahträume wird eine vergleichende Analyse von Traumpassagen aus den Schriften von Charlotte Delbo und Anna Langfus unternommen. Deren Erzählteste sind einerseits deutlich autobiografisch geprägt, andererseits aber verfolgen sie dezidiert fiktionale und poetische Strategien, um der ‚Unsagbarkeit' ihrer Erfahrungen eine sprachliche Form zu verleihen. Beide verwenden dabei den Traum in einer ausgesprochen komplexen Weise. Sie erzählen von Träumen in der Gefangenschaft, indem sie das Narrativ von der verhinderten Flucht bzw. Heimkehr bemühen. Und beide machen das Träumen nach der Befreiung zum Thema: indem ihnen die Wachwirklichkeit wie ein Traum erscheint, oder indem die Erzählerinnen in ihren Schlafträumen immer wieder unwillkürlich in die Zeit der Shoah zurückversetzt.

Der Vergleich soll profundere Einsichten über die Frage hervorbringen, ob so etwas wie ein weibliches Traumwissen existiert und inwiefern es sich dabei um einen wichtigen Beitrag zu einem Überlebenswissen der Shoah handelt.

Monika Schmitz-Emans (Bochum):
Life Writing im Künstlerbuch

Der Terminus life writing lässt sich auch auf solche Werke beziehen, die autobiografische Texte in neuen, experimentellen medialen Gestalten präsentieren. Die 1960er Jahre gelten als Geburtsjahrzehnt des modernen Künstlerbuchs („artist's book"). Dass mit dessen Ausdifferenzierung auch neue Erscheinungsformen des literarischen Schreibens verbunden sind, lässt sich am Beispiel von life-writing-Projekten besonders gut zeigen - an Arbeiten, in denen eine schreibende Instanz ihr eigenes Leben mit verbalen, visuellen und buchgestalterischen Mitteln direkt oder indirekt thematisiert.
An drei Beispielen sollen charakteristische Strategien autobiographischer Buchkunst beobachtet werden: (1) Jochen Gerz' vierteilige Buchserie „Die Zeit der Beschreibung"(1974ff.) enthält reproduzierte Fotos und Texte, letztere sowohl als faksimilierte Handschriften und Typogramme wie auch in Drucksatz; viele Texte haben diaristischen Charakter. (2) Paul Stein hat in einem lebensbegleitenden Projekt über drei Jahrzehnte hin 90 Tage- und Skizzenbücher gefüllt, die sein tägliches Leben und seine Arbeiten in Texten und Bildern dokumentieren (vgl. dazu „Paul Stein – Buch geführt", Klingspor Museum, 2010). (3) Eine life-writing-Buchserie hat auch David Robilliard in seiner geschaffen; die u.a. seine letzte Lebenszeit dokumentierenden Notebooks wurden von Rob Tufnell 2020 als Faksimile aus dem Nachlass herausgegeben („Notebooks 1983-1988").

Marília Jöhnk (Frankfurt a.M.), Jana-Katharina Mende (Halle-Wittenberg):
Sprachbiografisches Schreiben in Geschichte und Gegenwart: Life-Writing und Vielsprachigkeit zwischen Genre und Gender

In ihrem Beitrag ergründen die Autorinnen, wie Life-Writing, Gattung, Geschlecht und Mehrsprachigkeit zusammenhängen. Sie gehen hierfür von der Beobachtung aus, dass mehrsprachiges Life-Writing eine eigene Form der literarisierten Lebensdarstellung ist, in der sich ästhetische Form, Sprachwahl, Gattung und Leben intrinsisch durchdringen. Dabei interessiert vor allem, was für ein Theoriepotential diese Texte enthalten und wie dies wiederum neue Ansätze für die literaturwissenschaftliche Mehrsprachigkeitsforschung und Life-Writing-Forschung generiert. Sprachbiographien, die Sprachwechsel nachzeichnen und Sprachverwendung reflektieren, gehören zu einem Kerngegenstand der Mehrsprachigkeitsforschung (siehe auch Thüne 2010). Aus der Perspektive der Forschung zu Life Writing treten gerade die transkulturellen und intermedialen

Dimensionen, die für die Mehrsprachigkeitsforschung sekundär sind, wie Genre, Narrativ, Medialität in den Vordergrund. Zusammengenommen lassen sich bei einer komparatistischen Betrachtung mehrsprachiger Sprachbiographien als Life Writing neue Erkenntnisse zur Hybridität in Bezug auf Genre und Geschlecht erkennen. Wir gehen davon aus, dass sich schon in historischen, häufig von der Literaturwissenschaft vernachlässigten Lebensbeschreibungen mehrsprachiger Frauen, Ansätze einer hybriden Mehrsprachigkeit finden lassen, die genrebildend ist. Konkret zeichnen wir in unserem Vortrag ein Panorama vom 18. bis ins 21. Jahrhundert. Dabei bedingen sich Gattung und Geschlecht gerade in der Aufklärung und der Romantik wechselseitig. Briefe und Tagebücher als typische Produkte weiblichen Schreibens lassen sich als Life Writing fassen. Im Briefwechsel der unbekannten Autorinnen Adélaide Méliand und Geneviève de Malboissière wird etwa eine mehrsprachige persona erschaffen, die sich als hybrides Wesen imaginiert, das zwischen den Sprachen steht. Rahel Levin Varnhagen verfasst sowohl ihre Tagebücher wie auch ihren extensiven, auf eine Publikation ausgerichteten Briefwechsel in verschiedenen Sprachen und bricht damit Genrekonventionen. Zu den Autorinnen, die für eine solche Untersuchung relevant sind, gehören u. a. Lou Andreas-Salomé, Claire Goll, Cécile Wajsbrot, Eva Hoffman, Gloria Anzaldúa, Julia Kristéva, Herta Müller, Emine Sevgi Özdamar, Marica Bodrožić, Assia Djebar, Agota Kristof, Ilma Rakusa oder Yoko Tawada. In den Texten zeigen sich Formen sprachlicher und literarischer Hybridität wie Code-Switching, Selbst-Übersetzung, Genrebrüche und -kombinationen, Collagen, Bild-Text-Ton-Verknüpfungen.
Unser gemeinsamer Vortrag bündelt verschiedene Sprachkompetenzen und vereint unsere Forschung, die sich aus unterschiedlichen Perspektiven mit mehrsprachigen Sprachbiografien beschäftigt. Jana-Katharina Mende arbeitet zu Mehrsprachigkeit in der Literaturgeschichte und untersucht hierfür die Hybridität multilingualer Lebenserzählungen in Bezug auf Geschlecht und Genre. Die Habilitationsschrift von Marília Jöhnk ergründet die Konvergenz von Mehrsprachigkeit und Geschlecht im 18. Jahrhundert. In diesem Sinne versteht sich der Vortrag auch als Dialog zwischen zwei Forschungsprojekten, welche die AVL in Frankfurt und Halle/Saale zusammenbringen.

Brigitte Rath (Innsbruck):
"Come, I'll show you": Mary Bordens experimentelles autobiographisches Schreiben über den ersten Weltkrieg

Die US-Amerikanerin Mary Borden verbrachte den ersten Weltkrieg als Krankenschwester in einem aus ihrem Millionenerbe finanzierten Feldlazarett an der französischen Front. 1929 veröffentlichte sie *The Forbidden Zone*, eine Sammlung von Kurzprosa, Prosagedichten und freien Versenmit einer Widmung an die französischen Soldaten dieses Krieges. Wie Bordens kurzes Vorwort erklärt, ist nichts an *The Forbidden Zone* erfunden, auch wenn die Texte nicht die volle

Kriegsrealität wiedergeben (können): "I was incapable of a nearer approach to the truth." Borden bezeichnet *The Forbidden Zone* als eine "collection of fragments", eine Form, die der "fragments of a great confusion" angemessen sei: "Any attempt to reduce them to order would require artifice on my part and would falsify them." (Borden) Mary Bordens *The Forbidden Zone* bietet damit die Erfahrungen einer Frau im ersten Weltkrieg direkt hinter der Front autobiographisch in einer ungewöhnlichen, experimentellen Form. (vgl. Freedman, 110)
Durch die fundamental de-subjektivierende Dynamik des Kriegs wird die in Autobiographien virulente Frage der Selbstkonstruktion und des self-fashioning radikal herausgefordert. In meinem Vortrag möchte ich zeigen, wie Mary Bordens autobiographisches Schreiben in *The Forbidden Zone* durch seine fragmentarische und poetische Form vielschichtig auf diese grundlegende Herausforderung für autobiographisches Schreiben reagiert. Borden erzählt nicht etwa die Ereignisse eines Lebens(abschnitts), sondern ermöglicht ihren Leser:innen, für kurze Momente eine durch Kriegserfahrungen geprägte Wahrnehmungsposition einzunehmen – "Come, I'll show you." (Borden 2) –, bevor sie sie wieder entzieht: "Come away." (Borden 4) Was bleibt sind in der Iteration von Zeigen und nicht-Zeigen nachdrückliche Skizzen, die in ihrer für die Leser:innen ungewöhnlichen Gewichtung sowie durch ihre auffallende selektive Animation wie Deanimation erahnen lassen, welche Kräfte in Bordens sprachlicher Formgebung wirken.

Mary Borden. *The Forbidden Zone*. London: Heinemann 1929.
Ariela Freedman. "Mary Borden's Forbidden Zone: Women's Writing from No-Man's-Land". *Modernism/modernity* 9.1 (2002): 109-124. DOI: 10.1353/ mod.2002. 0006

Dominic Angeloch (Frankfurt a.M.):
Wie Wilfred Bion die Erfahrung des Ersten Weltkriegs in seinen autobiographischen Schriften erzählt

Bevor er zu einem der international bedeutendsten und einflussreichsten Psychoanalytiker nach Freud wurde, kämpfte Wilfred Bion, 1897 in Mathura, Indien, geboren, als Offizier der britischen Armee im Ersten Weltkrieg. Als Kommandant bei einer Panzereinheit, einer damals völlig neuen Waffengattung, auf der die Hoffnungen der Alliierten ruhten, war er an Einsätzen an den wichtigsten Kriegsschauplätzen des Ersten Weltkriegs wie Ypres und Amiens beteiligt. Während der Kriegshandlungen tat sich Bion durch außerordentlichen Mut hervor und verließ die Armee am Ende des Krieges 1918 mit Auszeichnungen als hochdekorierter Kriegsheld. Seine Freude am Leben und die Konsistenz seiner Psyche aber waren auf den Schlachtfeldern zurückgeblieben. Ein Leben lang versuchte Bion, eine narrative Form für die traumatischen Erfahrungen zu erarbeiten, die er während seiner Zeit als Panzerkommandant gemacht hatte. Die Gesamtheit seiner autobiographischen Werke dokumentiert seine verzweifelten Bemühungen, den schrecklichsten und verheerendsten Vorgängen der

Weltgeschichte eine eigene Biographie abzuringen. Bions Autobiographiefragmente schreiben so etwas wie die Urgeschichte der psychischen Katastrophe, der zu entrinnen Bion bis zu seinem Tod nicht gelingen sollte – damit aber zugleich auch eine Urgeschichte der historischen Katastrophe, unter deren Bann die Welt bis heute steht. Sie sind Zeugnis und Ergebnis eines lebenslangen Versuchs, etwas Unbegreifliches zu verstehen, etwas Unsagbares auszudrücken, etwas Zerstörtes wiederherzustellen, indem es erinnernd erzählt, erzählend allmählich erinnert wird. Der Vortrag stellt zunächst die autobiographischen und literarischen Schriften Bions im Zusammenhang vor; diese werden im Kontext von Bions Gesamtwerk behandelt, wobei die in seinen theoretischen und klinischen Schriften entwickelten Konzepte der Reflexion über Erfahrung sowie die Strategien des Schreibens und der Erkenntnis, mit denen sie genetisch verbunden sind, herangezogen werden. Eine Analyse der verschiedenen schriftlichen Fassungen jenes Ereignisses des Krieges, das sich wahrscheinlich am traumatischsten auf Bion auswirkte, zeigt, wie groß die psychischen, aber auch sprachlich-narrativen, literarischen Probleme sind, vor denen sich Bion ein Leben lang fand, und eröffnen ein Panorama auf Bions innere Landschaft – die psychische Landschaft der erfahrenen Zerstörung und die literarische Landschaft der Erzählung, mittels derer diese Zerstörung narrativ rekonstruiert wird.

Johannes Ungelenk (Potsdam):

Bio-Graphik: Virginia Woolfs *To the Lighthouse* und die Grenze des Erzählens von Leben

> She looked at the steps; they were empty; she looked at her canvas; it was blurred. With a sudden intensity, as if she saw it clear for a second, she drew a line there, in the centre. It was done; it was finished. Yes, she thought laying down her brush in extreme fatigue, I have had my vision.
> *Virginia Woolf, To the Lighthouse*

Mit dieser Passage endet Virginia Woolfs *To the Lighthouse*.Die Künstlerin Lily Briscoe begleitet als wichtige Seitenfigur den auf das Leben der Familie Ramsay und ihre Beziehungsdynamiken konzentrierten Roman. Wie das Zusammenfallen der Vollendung des extradiegetischen Erzählwerks wie auch des intradiegetischen Gemäldes (und auch die Übernahme des für Woolf sehr idiosynkratischen Begriffs der „vision“) bezeugt, dient Lily Briscoe als innerfiktionale Reflektorfigur für Woolfs eigene poetologische, artistische Überlegungen. Diese Reflektionen sind aber über ein spannendes intermediales Scharniergebrochen: Briscoe ist – wie Woolfs Schwester – bildende Künstlerin. Es ist „a line“, ein einfacher, unmotivierter, nichts abbildender Strich, der aus einem als missraten angesehen Gemälde eine gelungene „vision“, eine künstlerische Erfahrung macht. Das Thema dieser künstlerischen Erfahrung – und zwar sowohl des innerfiktionalen Gemäldes, wie auch von Woolfs Romanerzählen – ist, so die These des Vortrags, Leben: das Leben einer Familie, das,

wie in der Forschung bereits intensiv aufbereitet, in vielen Details Virginia Woolfs eigene Familienerfahrungen aufarbeitet. Bloß: Wozu bedarf dieses (autobiographisch informierte) Erzählen von (Familien)Leben den medial-artistische Umweg über die bildende Kunst? Der Vortrag möchte das oben zitierte Ende des Romans ernstnehmen und die Intervention der bildenden Kunst als ein notwendiges Supplement für das Woolf'sche Erzählen ergründen. Die Rezeption des Textes als eines durch genuin erzählerische Mittel (stetig wechselnde Fokalisierungsinstanzen, narratologischer Umgang mit Zeit) psychische Vorgänge ingeniös abbildendes Meisterwerk würde durch das im Vortrag untersuchte intermediale Supplement etwas gebrochen. In den Fokus rückte so ein Zug von Woolfs kreativem Schaffen, der über die Grenzen des Erzählbaren hinausdrängt. Die angestrebten „visions" operierten dann nicht mehr im Modus des abbildenden Nacherzählens (von Erfahrungen, Eindrücken) – aber, und das scheint mir wichtig, sie zielen ganz traditionell auf das, was ‚Leben' heißt: Bio-Graphik wäre, wenn das (literarische) Schreiben Striche zieht, die sich nicht darauf berufen können, Erlebtes oder sinnlich Erfahrenes abzubilden, sondern Leben um das zu komplettieren, das eben *nicht* ohne künstlerisches Zutun erlebbar ist – ohne das dem Leben als Leben aber etwas Essentielles fehlte. (Dieses Fehlen ist aber, auch ohne Kunst, sehr lebendig erfahrbar.)

Daniel Weidner (Halle):
„What the author does not know". Autofiktion, Konfession und Komplizität bei Karl Ove Knausgard, Annie Ernaux und Shela Heti

In der aktuellen deutschsprachigen Diskussion über life-writing spielt die Kategorie der Autofiktion eine zentrale Rolle. Der ursprünglich präzise Begriff ist inzwischen einigermaßen unscharf geworden, und bis in den literaturkritischen Diskurs ausgestrahlt, wo er heftig umkämpft ist: Mal gelten autofiktionale Schreibweisen als explorativ, ja ethnographisch oder authentisch, mal als narzisstisch und selbstverliebt. Angesichts dieser Diskussion schlägt das Paper eine Verschiebung der Fragestellung von der Referenz auf die Adressierung vor: Unter Rekurs auf die in der angloamerikanischen Theorie prominente Diskussion über *confessional writing* - mit klassischen Beiträgen u.a. von J.M. Coetzee, Peter Brooks und Dennis A. Foster - fragt sie danach, wie autofiktionale Texte mit den Erwartungen und Sinnzuschreibungen ihrer LeserInnen arbeiten. Karl Ove Knausgards *Min Kamp* Romanserie lässt sich dann weniger als Reihe radikaler Enthüllungen lesen denn als Serie fortschreitender Geständnisse, die bewusst und inszeniert vor einem Publikum stattfinden – besonders deutlich in den im letzten Band *Kämpfen* (2011) beschriebenen Auseinandersetzungen über die Publikation seiner Romane. Annie Ernaux *Écrire la Vie*-Projekt ist nicht nur eine quasi soziologische Auto-Ethnographie, sondern schöpft seine Energie wesentlich aus dem immer mitkommunizierten Nicht-Gelingen – besonders deutlich im Eingeständnis von Scham in *La honte* (1997) oder latenter Schuldgefühle in *L'autre fille(*2011).

Und Shela Hetis *How Should a Person be?* (2010), im Untertitel *A Novel from life,* funktioniert als „messyconfession" (Myra Bloom), welche den/die LeserIn in die Sinnproduktion des Textes einbezieht und zugleich die „Wahrheitsregimes" (Michel Foucault) sichtbar macht, die in der modernen Gesellschaft das Sprechen über sich organisieren. Als fingierte „Wahrheitsakte" (Foucault) unterwerfen sich diese Texte damit dem – rhetorisch und fiktional immer schon antizipierten - Urteil ihrer LeserInnen und artikulieren gerade dadurch ihre je spezifischen politischen und ethischen Anliegen.

Martin Sexl (Innsbruck):
Autofiktion, Klasse und Fotografie: *La place* (1983; dt. Der Platz, 2019) von Annie Ernaux und *Die Arbeiter* von Martin Becker (2024)

Fotografie spielt in sozialen Kontexten wichtige Rollen. Diese Rollen reichen von dokumentarischen und informativen Aufgaben über die Funktion eines Motors für Erinnerungsarbeit bis zur Auslösung und Verstärkung individueller Subjektivierungsprozesse. Bis zur Erfindung der digitalen Fotografie, die durch Smartphone und social media zu einem allgegenwärtigen Kommunikationsmedium geworden ist, war der (nicht-professionelle) Gebrauch der Fotografie abhängig von Klassen-/Schichtenzugehörigkeit: Für die herrschende ›bürgerliche‹ Klasse und die Mittelschicht war Fotografieren ab den 1950er und 1960er Jahren Teil eines selbstverständlichen Habitus und nicht nur bei besonderen Anlässen und Urlaubsreisen, sondern auch im Alltag gegenwärtig. Für Menschen aus niedrigen Einkommensklassen hingegen war Fotografieren nicht nur (zu) teuer, sondern in der Regel auch mit Bedeutungen verknüpft, die das Fotografieren und Fotografien als etwas Besonderes und Herausgehobenes markierten. Damit gingen positive wie negative Konnotationen einher: Einerseits versuchte man den Habitus oberer und mittlerer Klassen als etwas Erstrebenswertes zu imitieren, andererseits wurde diese Imitation als ›klassenfremd‹ angesehen. Die Vermutung liegt nahe, dass diese Sonderstellung ein Mitgrund dafür ist, dass Fotografien und Fotografieren in autofiktionalen Texten von Autor*innen aus der Arbeiterklasse bzw. der ›Unterschicht‹ prominenter aufzutauchen scheinen als in jenen, die von ›bürgerlichen‹ Autor*innen verfasst wurden. Zumindest in den beiden im Vortrag untersuchten Texten, zwischen denen 40 Jahre liegen, spielen Fotografien und Fotografie-Ekphrasen eine nicht zu übersehende Rolle. Im Vortrag soll diese Rolle in Abhängigkeit von der Entstehungszeit der beiden Texte sowie der nationalen/sprachlichen und geschlechtlichen Zugehörigkeit der Autorin/des Autors bzw. der Ich-Erzählerin/des Ich-Erzählers analysiert werden.

Martina Kopf (Caen)
„Confieso que he vivido“. Life Writing und Diplomatie

Zahlreiche Diplomaten sind gleichzeitig als Schriftsteller aktiv und nicht selten erfolgreich: Pablo Neruda oder Saint-John Perse haben beispielsweise den Nobelpreis für Literatur erhalten. Ist das literarische Œuvre der Diplomaten vielfältig und manifestiert sich in sämtlichen Gattungen, so macht sich ein Genre auf internationaler Ebene bemerkbar: ein autobiografisches Schreiben, das sich häufig in Form von Memoiren zeigt.
Memoiren sind eine spezielle Form der Autobiografie, in der eine Person bestimmte Ereignisse, Erlebnisse oder Aspekte ihres Lebens reflektiert und erzählt. Im Gegensatz zu einer vollständigen Lebensgeschichte konzentrieren sich Memoiren oft auf bestimmte Themen, Zeiträume oder Erlebnisse, die besonders prägend oder interessant für den Autor waren, wobei dieser bereits eine gefestigte soziale Rolle innehat und sich als doppelte Persönlichkeit – als Diplomat und Autor – inszeniert.
Der Beitrag möchte diesem Spannungsfeld zwischen Diplomatie, Autorschaft und Life Writing nachgehen. Wie gestalten die Autoren ihre doppelte Funktion als Diplomaten und Schriftsteller? Wie verarbeiten sie als Kosmopoliten ihren Umgang und ihre Erfahrungen mit der Welt? Welche historischen oder politischen Ereignisse rücken sie in den Mittelpunkt? Welche spezifischen ästhetischen Strategien entstehen dabei? Häufig erweisen sich die Texte der Diplomaten auch als Bekenntnisse. Pablo Nerudas postume Autobiografie *Confieso que he vivido* (1974) berichtet beispielsweise von einer Vergewaltigung. João Guimarães Rosa bezeichnet sein experimentelles Werk *Grande Sertão: Veredas* (1956) als „irrationale Autobiografie“ - der Held Riobaldo ist ein Dichter, der sich einem faustischen Pakt unterwirft, um einen Literaturpreis zu erhalten. Der kongolesische Autor und Schriftsteller Henri Lopes dagegen widmet sich in seiner Autobiografie *Il est déjà demain* (2018) der Geschichte seiner Eltern, die beide als Kinder einer Kongolesin und eines Kolonialherren geboren wurden, und hinterfragt die Forderung, ihre Identität, ihr Familienerbe und „métissage“ zu definieren. Auch wenn sich die Texte thematisch unterscheiden, möchte die vergleichende Zusammenschau Zusammenhänge zwischen Diplomatie und Life Writing in ausgewählten Texten aufzeigen.

Beatrice Nickel (Stuttgart):
Graphische Literatur und Autobiographie: Synmediales Life Writing zwischen Faktualität und Fiktionalisierung

Individuelle Lebenserfahrungen werden in den unterschiedlichsten literarischen Gattungen präsentiert, verhandelt und zur Disposition gestellt. Man könnte sagen, dass die Selbstschreibung einen der wesentlichen Bereiche der Literatur insgesamt ausmacht. Alleine schon durch den Prozess der schriftlichen Bearbeitung und Niederlegung – der Verschriftlichung – von persönlichen Erlebnissen und

Ereignissen besitzen jene allerdings immer auch einen fiktionalen Charakter, wobei das Verhältnis von Fiktionalität und Faktualität, von *Dichtung und Wahrheit*, sehr unterschiedlich gestaltet sein und der Grad der Fiktionalisierung stark variieren kann. Spätestens seit dem von Serge Doubrovsky in den 1970er Jahren geprägten Neologismus *autofiction* herrscht in der Forschung ein großes Bewusstsein für den (auch) fiktionalen Charakter von Autobiographien, ihre Nähe zum Roman bei gleichzeitiger mehr oder weniger stark ausgeprägter lebensweltlicher Referenzialität, vor. Dies ändert nichts daran, dass der Wahrheits- bzw. Wahrhaftigkeitsanspruch nach wie vor eines der wesentlichen Charakteristika der Autobiographie ist.
Seit den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts finden sich zahlreiche Beispiele für autofiktionale Literatur auch im Bereich von hybriden Text-Bild-Medien, nämlich *GraphicNovel*, Comic und *BD*. Diese werden in der Literaturwissenschaft u.a. als *autobiocomics*, *autobioBD*, *BD autobiographique* bezeichnet, wobei all diese Gattungsbezeichnungen terminologisch die Nähe zur traditionellen literarischen Autobiographie offenlegen. Und so zeichnen auch diese literarischen Medienkombinationen gewöhnlich ebenfalls den individuellen Lebensweg und Werdegang eines einzelnen Subjektes nach, das eine Namensgleichheit mit der jeweiligen Autorin oder dem jeweiligen Autor aufweist. Zugleich scheint die terminologische Vielfalt jedoch auch auf die Komplexität der aktuellen autobiographischen bzw. autofiktionalen graphischen Literatur hinzuweisen.
Im Vortrag sollen zwei konkrete Fallbeispiele autofiktionalen bimedialen Schreibens im Fokus der Betrachtung stehen: Craig Thompsons *Graphic Novel Blankets* (2003) und Flix' Comic-Trilogie *Held* (2002, 2004, 2006). Es soll dabei danach gefragt werden, inwiefern und auf welche Art und Weise individuelle Lebenserfahrungen medial inszeniert werden und damit wie die jeweilige Selbstdarstellung erfolgt. Daneben wird es zentral darum gehen aufzuzeigen, wie im jeweiligen hybriden Bild-Text-Medium die Illusion von Authentizität erzielt und durch welche künstlerischen Verfahren sie gegebenenfalls bewusst negiert wird. Auch soll diskutiert werden, ob sich Philippe Lejeunes Theorie des *pacte autobiographique* ebenfalls auf diese Neukonzeption der Autobiographie sinnvoll anwenden lässt. Und zuletzt soll die von Lejeune proklamierte Analogie von Comic und Autobiographie diskutiert werden.

Markus Reitzenstein (Gießen):
Riding on the M Train: Patti Smiths intermediales Bibliomemoir

Der Beitrag untersucht die autobiografische Gattung des „Bibliomemoirs"1 am exemplarischen Beispiel von Patti Smiths *M Train*.
Als „Straßenkarte zu meinem Leben" bezeichnet die bekannte Autorin, Musikerin und Fotografin Patti Smith ihr zweites Buch *M Train*, erschienen 2015. Das „M" im Titel verweist dabei auf *Memory*, das englische Wort für Erinnerung; eine Erinnerung, deren Stationen die Künstlerin wie Eindrücke einer Zugfahrt

rückblickend an sich vorbeiziehen lässt. Doch *M Train* ist keine typische, linear aufgebaute Biografie, insofern es die Poetik einer solchen dekonstruiert und umgestaltet: Als prägende Wegmarken begreift Patti Smith ihre Lektüren französischer und internationaler Klassiker, die sie auf ihrer Lebensreise begleitet haben. Für die begeisterte Leserin wird Literatur zum Aufhänger der eigenen, fragmentarisch erzählten Lebensgeschichte, die untrennbar mit Gelesenem und der Vorbild-Funktion bewunderter Autoren verbunden ist.
In der rückblickenden Erzählvergangenheit reflektiert Patti Smith ihre Lektüren Rimbauds, Burroughs' und Genets. In der Erzählgegenwart reist sie zu Jean Genets Grab, um Devotionalien an seiner letzten Ruhestätte zu platzieren. Auf diesem Weg entstehen neue Reise-und Lebensverknüpfungen mit dem literarischen Idol.
Ergänzt wird das spezifische Erinnerungs- und Schreibprinzip durch eine intermediale Strategie; den Einbezug der Fotografie: So lichtet die Autorin Virginia Woolfs Gehstock, Hermann Hesses Schreibmaschine und Frida Kahlos Krücken ab, um die Aura ihrer verehrten Vorbilder fürs eigene Kunstschaffen einzufangen und fruchtbar zu machen. In der Auseinandersetzung mit Patti Smiths *M Train* wird der hier vorgeschlagene Beitrag die Poetik der Gattung „Bibliomemoir" diskutieren.

Patrick Lars Müller (Frankfurt an der Oder):
Strittige Erfahrungen Autobiografisches Schreiben über Begegnungen mit Außerirdischen als Herausforderung für die Literaturwissenschaft

Autobiografisches Erzählen erhebt für gewöhnlich Anspruch auf Authentizität. Aber wie ist mit autobiografischen Texten zu verfahren, in denen Erfahrungen und Erlebnisse geschildert werden, die rational nur schwer bzw. gar nicht nachvollziehbar sind und deren Faktizität darüber hinaus nicht überprüft werden kann? Um hierauf Antworten zu finden, möchte ich in meinem Vortrag zwei Texte vorstellen, die im autobiografischen Modus von Begegnungen mit außerirdischen Wesen berichten: Elizabeth Klarers Beyond the Light Barrier (1980) und Whitley Striebers Communion: A True Story (1987). Elizabeth Klarer, eine südafrikanische Meteorologin, schildert in ihrer Autobiografie mehrere Begegnungen mit einem Außerirdischen namens Akon, mit dem sie eine romantische Liebesbeziehung gehabt haben will. Sie sei mit ihm mehrfach zu seinem Heimatplaneten im Sternensystem Alpha Centauri gereist und habe dort ein Kind von ihm geboren (das jedoch auf jenem Planeten verblieben sei). Schwärmerisch beschreibt sie, wie es auf jenem Planeten aussieht, welche Art von Gesellschaft dort lebt und wie diese es schafft, interstellare Weltraumreisen zu bewerkstelligen – wenig überraschend konnte sie jedoch nie Beweise für all ihre Behauptungen vorlegen. Whitley Strieber hingegen verarbeitet in seinem Text, Selbstaussagen zufolge, traumatische Erlebnisse: Er behauptet nämlich, er sei von fremden Wesen entführt und von ihnen körperlich sowie psychisch verletzt worden. Seine Erinnerungen an diese Vorgänge seien allerdings erst unter Hypnose erneut zutage getreten, da jene Wesen sein Gedächtnis manipuliert hätten. Ihm zufolge half ihm insbesondere das Schreiben bei

der Verarbeitung seines Traumas. Zudem seien ihm im Schreibprozess immer mehr Details zu seiner Entführung bewusst geworden. Insgesamt, so sagt er im Vorwort der aktualisierten Auflage von 2022, habe jene Erfahrung sein gesamtes Leben grundlegend verändert – und hierfür sei er jenen Wesen im Rückblick sogar dankbar. Beachtenswert ist die Gegensätzlichkeit der Erfahrungsräume, welche die Texte jeweils erschließen: Während Elizabeth Klarers Autobiografie harmonische und geradezu utopische Einblicke in eine fremde Zivilisation gewährt, die eine gewisse Sehnsucht nach einer Kontaktierung durch Außerirdische auszulösen imstande sind, geschieht bei Whitley Strieber genau das Gegenteil. Hier werden als traumatisierend empfundene Erlebnisse zum zentralen narrativen Motiv, wodurch wohl vor allem Furcht und Paranoia hinsichtlich jener fremden Wesen evoziert werden. Trotz ihrer Gegensätzlichkeit befassen sich beide Texte explizit mit ihrer eigenen Glaubwürdigkeit und ergründen die Grenzregion zwischen Fakt und Fiktion. Da beide Texte hierdurch implizit auch den Begriff der Authentizität strapazieren, wirft ihre Lektüre die für den Begriff des Life Writing relevante Frage auf, wie wir uns zu Fremderfahrungen verhalten, die uns unglaubwürdig erscheinen. Wie also ist der Begriff der „Erfahrung“ in solchen Fällen überhaupt literaturwissenschaftlich zu verstehen?

Teresa Schwendinger (Dornbirn):
Zum Flüchtling werden: Geformte Subjektkonstitutionen in *Voices from the 'Jungle'* unter dem western gaze

In meinem Vortrag zu Literatur und Life Writing untersuche ich die Darstellung von Flucht- und Lagererfahrungen in *Voices from the 'Jungle'* (2017), einer Sammlung von Erzählungen und Fotos geschaffen von Bewohner*innen des Flüchtlingslagers in Calais im Rahmen eines Projekts der University of East London. Im Fokus steht die Frage, wie diese Darstellungen vom western gaze mit seinen Erwartungen und Forderungen geformt werden. Während Lebenserfahrungen grundsätzlich heterogen sind, zeigt sich in den Flucht- und Lagererzählungen ein deutlicher Druck, disruptive und fragmentierte Erfahrungen zu homogenisieren, um sie für ein westliches Publikum leichter lesbar zu machen. Ich analysiere, wie diese Anpassung zur Homogenisierung von Figuren und Formen und somit auch von Fluchterfahrungen führt. Ein zentrales Spannungsfeld ist dabei die Konstruktion des Subjekts „Flüchtling“: Wie wird dieses Subjekt durch westlich geprägte narrative Anforderungen und Authentizitätsansprüche, die u.a. in Asylverfahren zentral relevant werden, geformt? Was macht ein erzählendes oder schreibendes Subjekt unter diesen Bedingungen glaubwürdig? In welcher Form reagiert der Text auf diese Anforderungen bzw. ist von ihnen geprägt? Diese Erwartungen prägen nicht nur die literarische Gestaltung von Erzählformen und -modi, sondern erfordern auch eine Übersetzung kultureller Erzählweisen und Lebensrealitäten, die zwischen Erzählenden und Lesenden oft weit auseinanderliegen. Ich zeige, wie Voices from the 'Jungle' diese Spannungen zwischen Anpassung und Widerstand – also zwischen

Homogenisierung von Fluchterfahrungen und der Sichtbarmachtung dieser Homogenisierungserwartungen – gestaltet und die literarische Form nutzt, um in seiner Mehrstimmigkeit und Multimodalität stereotype Erzählmuster zu hinterfragen und in Gegenerzählungen neue Perspektiven zu eröffnen.

Nursan Celik (Bielefeld):
Welt und Ich. Jenny Erpenbecks autobiografische Welterkundungen in *Kein Roman* (2018)

Die deutsche Autorin Jenny Erpenbeck, 1967 in Ost-Berlin geboren, ist hierzulande vornehmlich bekannt als Romanautorin und wird insbesondere im englischsprachigen Ausland seit einigen Jahren für ihr fiktionales Schreiben, das wiederholt um die selbsterlebte DDR-Vergangenheit kreist, viel gefeiert. Zu ihren bekanntesten und renommiertesten Romanen gehören *Gehen, ging, gegangen* (2015) und *Kairos* (2021). Vergleichsweise wenig Beachtung fand bislang hingegen ihr autobiografisches Schreiben, das seinen bisherigen Höhepunkt mit *Kein Roman. Texte und Reden 1992-2018* (2018) hat, einer autobiografischen Auf- und Abarbeitung an der eigenen Vergangenheit. Kein Roman versammelt bis dato unveröffentlichte autobiografische Texte nebst verschiedener Beiträge und Reden aus den Bereichen Literatur, Kunst und Politik, die auch die Auswirkungen auf das eigene Schreiben und schriftstellerische Selbstverständnis der Autorin sichtbar werden lassen. In der Textsammlung rekonstruiert und reflektiert Erpenbeck ihre (Ost-)Berliner Kindheit und Jugend und den Mauerfall als allumfassende Zäsur und verbindet hierbei – wie auch schon typisch für ihr fiktionales Schreiben – das Private mit dem Öffentlichen und Weltgeschichtlichen. Als besonders eindrücklich erweisen sich vor diesem Hintergrund die Kindheits- und Jugendszenen, die die weltgeschichtliche Dimension des Selbsterlebten stets als ex-post-Verfahren zu erkennen geben, denn „wir selbst [waren] uns ja kein Wunder und auch kein Schrecken, sondern Alltag, und in diesem Alltag waren wir unter uns“ (Erpenbeck, S. 23). Mit dem Beitragsvorschlag möchte ich den Fokus auf Erpenbecks Textsammlung Kein Roman und der in dieser so inhärenten Selbstreflexion über das eigene Weltverständnis, das sich durch einschlägige biografische Erlebnisse manifestiert hat, setzen. Begleitend dazu möchte ich qua Seitenblick auf ihr fiktionales Schreiben, das erkennbar biografisch und historisch Verbürgtes aufgreift, die erzähltheoretischen Unterschiede zwischen Erpenbecks autobiografischen Schreibweise auf der einen Seite und der autofiktionalen auf der anderen Seite diskutieren.

Jenny Erpenbeck: *Kein Roman. Texte und Reden 1992-2018*. München 2018.

Laura Zinn (Gießen)
Topoi von Männlichkeit, Wildnis und Kameradschaft – eine ökokritische Lektüre der autobiographischen und biographisch beeinflussten Werke Jack Londons

Der Goldrausch als großes Abenteuer inszenierter Männlichkeit wird in Jack Londons autobiographischem Werk *John Barleycorn* angesprochen und weiter in seinen literarischen Schriften wie *Burning Daylight* thematisiert. Die ökokritische Lektüre folgt Alfred Crosbys Theorie des *Ecological Imperialism* und dem darin implementierten „Neo-Europe"-Gedanken. Der Goldrausch, der 1896–1899 seinen Höhepunkt erreichte, kann hiermit als kolonialer Landnahmeversuch aufgefasst werden, bei dem europäischstämmige Siedler unwirtliche Regionen an der Grenze zwischen Alaska und Kanada durch technologische und biologische Überlegenheit zu dominieren versuchten und dabei sowohl „portmanteau biota" – einen „biologischen Reisegepäck" aus Pflanzen, Tieren und Krankheitserregern, die einheimische Ökosysteme destabilisierten und so zu einer Angleichung an europäische Bedingungen führen – als auch in Anlehnung an James Cliffords „traveling cultures" den Alkohol als „kulturelles Reisegepäck" mitführen, den London in seinen Werken als Zeichen von männlicher Kameradschaft einerseits glorifiziert und als selbstzerstörerisches Element der invasiven Europäer andererseits thematisiert. Jack Londons autobiographische Darstellung schildert das Scheitern, sowohl der Etablierung des „Neo Europe" nach Crosbys Theorie als auch das Scheitern am Alkoholkonsum, so dass für ein Gelingen ein Second Life in der Literatur als einziger Ausweg bleibt. Diese wirkt als fiktionaler Gegenentwurf seiner eigenen Erfahrungen an die kulturell geprägte Imagination rund um den Goldrausch.

Mariam Popal, (Bayreuth)
Hannah Arendt – The Thinking Ego and the Rise of the Doubt – On 'The Reality of the World' and 'of My Own'

In current discussions on 'life writing' the term 'autotheory' occupies a central space as a form of critical engagement of a (plural-) self in relation to others. In this paper I wish to look at 'life writing', in the sense of 'autotheory' by focusing on select aspects of Hannah Arendt's work. Furthermore, this contribution is also an attempt to shed light on some earlier works, often from Black, Jewish, feminist, queer, poststructuralist, postcolonial, and decolonial backgrounds, which have engendered or emphasize autotheoretical reflections. These works are often related to each other but hitherto still remain marginalized, with their overlaps unseen.

Juliane Prade-Weiss (München):
„Wir sind die Verräter“: Transgenerationale *implication* in dokumentarischer Fiktion aus Mittel- und Osteuropa

Der Beitrag konzentriert sich auf drei Texte, die sich mit transgenerationaler Zuschreibung von Komplizenschaft auseinandersetzen: Radka Denemarkovás Peníze od Hitlera („Ein herrlicher Flecken Erde“) von 2006, eine fiktionalisierte Biografie einer tschechoslowakischen Holocaust-Überlebenden, die aufgrund ihrer deutschen Muttersprache der Kollaboration mit der NS-Besatzung bezichtigt wird; Herta Müllers *Atemschaukel* (2012) von 2009, dem Porträt der Gulag-Inhaftierung einer fiktiven Figur, das auf tatsächlichen Berichten mehrerer Rumäniendeutscher beruht, und Artur Weigandts *Die Verräter* von 2023, einem autofiktionalen Bericht über die deutschstämmige Familie des Erzählers im postkommunistischen Kasachstan, der Ukraine und Russland sowie ihrer Emigration nach Deutschland, die sie unversöhnlichen Loyalitätsansprüchen und der Schlussfolgerung aussetzt: „Wir sind die Verräter“ (79). Diese Texte sind Teil eines anhaltenden Booms dokumentarischer Fiktion aus Mittel- und Osteuropa über Formen der Verstrickung in die Totalitarismen des 20. Jahrhunderts. Sie schildern sowohl die „implication“ (Rothberg 2019) von Zeitgenossen in nationalsozialistischen, stalinistischen, sowjetischen oder anderen Terror als auch das spätere Verschweigen und Verdrängen bei Nachkommen. Doch warum jetzt das Interesse an vergangener Komplizenschaft? Die Texte von Denemarková, Müller und Weigandt thematisieren die problematische Strategie, komplexen Verstrickungen mit einer Politik der Reinheit zu begegnet, wie Shotwell (2023, 377) sie darstellt: „Asking which side we are on raises the prospect of binary, purist thinking about politics, as though it was easy to delimit sides“. In Bezug auf Mittel- und Osteuropa ist die Klarheit, die eine solche Binarität verspricht, unzureichend, weil die doppelte Erfahrung von Nationalsozialismus und Kommunismus es erschwert, eindeutige Kategorien wie Opfer, Täter, Kollaborateure und Zuschauer anzuwenden (vgl. Sindbæk Andersen & Törnquist-Plewa 2016, 2; Fulbrook 2023, 13): Sowohl Einzelne als auch nationale und ethnische Gruppen der Region haben ihre Rollen bei den vielen gewaltsamen Wendungen der Geschichte oft gewechselt. Ein komplexeres regionales Bild von Komplizenschaft kann zu einem komplexeren systematischen Verständnis von Komplizenschaft über den regionalen Rahmen hinaus beitragen. Dokumentarische Fiktion wiederum arbeitet an einem solchen komplexen Verständnis von problematischer Verstrickung, da sie das „telescoping of generations“ (Faimberg 2005) zeigt, d.h. die Verdichtung von Geschichte, die Unterschiede zwischen Generationen kollabieren lässt. Die drei Texte sind von Ambivalenz geprägt: Sie schildern sowohl die Identifikation mit früheren Generationen als auch die „Desidentifikation“ und „Historisierung“ (Faimberg 2005, 11), die diese unterminieren; sowohl vereinfachende Anschuldigungen der Komplizenschaft als auch das Gefühl der Verstrickung (Rothberg 2023), das es schwer macht, solche Anschuldigungen als gänzlich irrelevant zu entkräften.

Sara R. Gallardo (Wien):
Stimmen in erster Person. Zur Entwicklung autobiographischer Erzählstrategien der Psychiatrisierung zwischen dem 19. Jahrhundert und der Mad Movement

Der Beitrag untersucht die Strategien der Selbstäußerung von Leonora Carrington, Christine Lavant und Unica Zürn in Bezug auf ihre Erfahrungen der Psychiatrisierung, die in *Down Below* (1943/1988), *Aufzeichnungen aus einem Irrenhaus* (1946/2001) und *Der Mann im Jasmin* (1967/1977) dargestellt werden. Besonderes Augenmerk liegt auf der dialogischen Strategie dieser Autorinnen, die es ermöglicht, die Erfahrung in der ersten Person zu artikulieren und schließlich einen Dialog zwischen Wahnsinn und Vernunft wiederherzustellen. Die Studie ist im Rahmen der *Mad Studies* angesiedelt, die sich der romantisierenden Sicht auf Wahnsinn entgegenstellt, und stützt sich auf die Dialektik der Subalternen sowie auf das Konzept der *communitas*, um zu analysieren, wie die autobiografische Erzählung individuelle und kollektive Erfahrungen subjektiviert. Der Beitrag kommt zu dem Schluss, dass die Literatur dieser Autorinnen, verstanden als *Mad Literature* (*verrückte Literatur*), einen Raum des Widerstands und der Sichtbarmachung subalternisierter Körper schafft, in dem die Ich-Form im Plural und die gemeinschaftliche Dimension eine eigene Epistemologie gegenüber der psychiatrischen Macht artikulieren

Alena Heinritz (Innsbruck):
„Writing and living are the same thing" Autotheoretische Texte über das Verhältnis von Mutterschaft und Autorinnenschaft aus gattungspolitischer Perspektive

Autotheorie, „the combination of autobiography and memoir with theory and philosophy" (Fournier/Berggren 2022), ist eine Form der zeitgenössischen Selbsterzählung im Kontext der ‚New Sincerity', die große Popularität erfährt. Das autotheoretische Schreiben, das vor allem in feministischen, queeren und BIPOC-Communities verwurzelt ist, spiegelt die Wahl von Gattung oder Genre als eine politische Entscheidung wider. Es zielt darauf ab, etablierte Wissensregime in Frage zu stellen, indem es sich auf einen „citational mode of writing" (Fournier 2021: 151) konzentriert und die Materialität und Prozesshaftigkeit des Schreibens betont. Der geplante Beitrag verfolgt eine gattungspolitische Perspektive auf poetologische autotheoretische Texte, indem er die in den Texten häufig anzutreffenden Reflexionen über die Affordanzen von Gattungen und Genres in den Blick nimmt und die Rolle von Gattungsentscheidungen für Autorschaftskonzepte untersucht. Eine ganz zentrale Rolle spielt das Nachdenken über Gattung in autotheoretischen Texten über das Verhältnis von Mutterschaft und Autorinnenschaft. Der Beitrag untersucht zunächst vergleichend drei der prominentesten „author narratives" (Berensmeyer 2023) aus dieser Gruppe Texte: Rachel Cusks A Life's Work (2001) über die Veränderung des Verhältnisses der Schriftstellerin zum Lesen, Schreiben und Autorendasein durch ihre Mutterschaft, Maggie Nelsons The Argonauts (das 2015

Autotheorie einem breiteren Publikum vorstellte, indem es den Begriff von Paul Preciados Testo Junkie, 2013, übernahm) über Mutterschaft als Erfahrung des Queering, und Sheila Hetis Motherhood (2018) über das Schreiben und Theoretisieren als Prozess der Auseinandersetzung mit der Rolle von Mutterschaft in biografischen Narrativen von Frauen. Ausblickhaft nimmt der Beitrag auf dieser Grundlage das Projekt der Künstlerin und Schriftstellerin Rosalyn D'Mello mit dem Titel „Milking Time" in den Blick, das bislang nur in Auszügen erschienen ist. D'Mello reflektiert darin autotheoretisch über die Form ihres Textes, den sie während des Stillens auf Karteikarten geschrieben hat. Mit der Analyse dieser Texte untersucht der geplante Beitrag Entwürfe von Autorschaft in autotheoretischen Texten über Mutterschaft und stellt Autotheorie in den Kontext zeitgenössischer Erzählungen über das Selbst. Die Perspektive der Gattungspolitik, also das strategische Umgehen mit generischen Zuschreibungen im politischen und ökonomischen Kontext des Literaturbetriebs und seine Reflexion in den autotheoretischen Texten selbst, ermöglicht es, gattungstheoretische Zugänge zu Life Writing um die Dimension des Politischen zu erweitern und damit eine zentrale Dimension autotheoretischer Texte und den darin diskutierten Autorschaftsmodellen in den Blick zu nehmen.

Berensmeyer, Ingo (2023): Author Fictions. Narrative Representations of Literary Authorship Since 1800. Berlin, Boston: de Gruyter. Cusk, Rachel (2019): A Life's Work. On Becoming a Mother. 2. Aufl. London: Faber & Faber. D'Mello, Rosalyn (2023): Milking Time – Gemolkene Zeit. Übersetzt von Elena Helfrecht. In: Camera Austria (161), S. 35–40. Fournier, Lauren (2021): Autotheory as Feminist Practice in Art, Writing, and Criticism. Cambridge, London: The MIT Press. Fournier, Lauren; Rayna Berggren (2022): Writing the Self, Communally. An Interview with Lauren Fournier. In: Columbia Journal of Literary Criticism. http://c-j-lc.org/portfolio/writing-the-self-communally/
[zuletzt geprüft: 15.10.2024]. Heti, Sheila (2018): Motherhood. London: Harvill Secker. Kellaway, Kate; Cusk, Rachel (2014): Interview: Rachel Cusk: ‚Aftermath was creative death. I was heading into total silence'. In: The Guardian, 24.08.2014. https://www.theguardian.com/books/2014/aug/24/rachel-cusk-interview-aftermathoutline [zuletzt geprüft: 15.10.2024]. Nelson, Maggie (2015): The Argonauts. Minneapolis: Graywolf Press.

Sandra Folie (ZfL Berlin):
Den deutschen Kolonialismus erzählen. Die Inszenierung von Zeitzeugenschaft im *Jungen aus Duala* und *Cette Afrique-là!*

Die aus Kamerun stammenden Schriftsteller Dualla Misipo (1901-1973) und Jean Ikellé-Matiba (1936-1984) haben beide ein Buch – je nach Lesart Life Writing und/oder Fiktion – veröffentlicht, in dem sie sich kritisch mit dem deutschen Kolonialismus auseinandersetzen: *Der Junge aus Duala. Ein Regierungsschüler erzählt*… (1973) und *Cette Afrique-là!* (1963). Während Misipo als kindlicher Zeitzeuge gelten kann, betreibt der deutlich jüngere Ikellé-Matiba bezogen auf den deutschen Kolonialismus allenfalls eine historische Rückschau. Wie Gianna Zocco in

ihrem Beitrag aufzeigt, ist die Aufarbeitung von Rezeption und Genre-Einordnung der beiden Werke im Hinblick auf das Thema der Tagung ergiebig. Gerade weil die Paratexte der deutschen Ausgaben eine autobiografische Lesart nahelegen und die Literarizität der Texte dadurch in den Hintergrund rückt, erscheint es sinnvoll, ihre poetologischen und ästhetischen Aspekte in den Blick zu nehmen: Wie inszenieren die beiden Autoren, die allenfalls als Kindheits- oder sekundäre Zeitzeugen des deutschen Kolonialismus in Kamerun gelten können, 'Zeitzeugenschaft'? Wie lassen sich ihre Erzählinstanzen im Spannungsfeld zwischen Faktualität und Fiktionalisierung verorten? Die Erzählsituationen im *Jungen aus Duala* und *Cette Afrique-là!* weisen bemerkenswerte Ähnlichkeiten auf: Beide Texte verfügen über eine Rahmenerzählung, in der sie ihre jeweiligen homodiegetischen Erzähler – Franz Momha und Ekwe Njembele – einführen, die rückblickend von ihren Erfahrungen im kolonisierten Kamerun erzählen. In beiden Texten schaltet sich außerdem die heterodiegetische Erzählinstanz der Rahmenerzählung immer wieder mit kurzen Reflexionen ein. Es gibt zwischen den Texten jedoch auch Unterschiede in der Art, wie die Erzählakte inszeniert und komponiert sind: Momha erzählt seine Geschichte zunächst mehr oder weniger in einem Guss, und zwar als älterer, weiser Mann, der am abendlichen Feuer seine Dorfgemeinschaft in Kamerun unterhält. Als in Kamerun Verbliebener blickt er durch die französische Kolonialherrschaft auf jene der Deutschen zurück. Njembele erinnert sich hingegen aus der Perspektive eines jungen Mannes, der seit vielen Jahren in der Weimarer Republik lebt – teils auf Nachfrage von weißen Deutschen, teils durch mémoires involontaires. Diese Analepsen erfolgen weder in einem Guss noch der Reihe nach, jedoch ausnahmslos von Deutschland aus, das sich damals in der rassistischen Hetzkampagne der 'Schwarzen Schmach' befand. In meinem Beitrag frage ich danach, (1) wie die Inszenierung der erzählenden 'Zeitzeugen' Momha und Njembele (Rahmenerzählung) ihre jeweiligen Erzählungen vom deutschen Kolonialismus (Binnenerzählung) rahmt; und (2) wie sich die heterodiegetischen Erzählinstanzen dazu verhalten. Ein Vergleich der beiden Texte soll die Zusammenhänge zwischen dem, was erzählt wird, und wer es wo, wie, wann und für wen erzählt, beleuchten, und dadurch mehr Klarheit über die literarischen Strategien hinter den jeweiligen 'Zeitzeugenberichten' schaffen.

Gianna Zocco (ZfL Berlin):
Das Autobiografische als Gegenspieler des Literarischen? Rahmungs- und Rezeptionsdynamiken von Schwarzer Literatur in Deutschland: Dualla Misipo und Jean Ikellé-Matiba

Die Erwartungen, die von Verlagen, Kritiker:innen und Rezipient:innen an die Literatur Schwarzer Autor:innen gestellt werden, sind oft sehr einschränkend: Wie beispielsweise in Mohammed Mbougar Sarrs Roman *La Plus Secrète Mèmoire des hommes* (2021) und Sharon Dodua Otoos Klagenfurter Literaturrede „Dürfen Schwarze Blumen Malen?" (2020) nachzulesen, mach(t)en Schwarze und/oder

afrikanische/afrodiasporische Autor:innen häufig die Erfahrung, dass ihr literarischer Erfolg einerseits vom Bedienen bestimmter, mit Schwarzer Literatur assoziierter Themen wie z.B. Rassismuskritik, andererseits mit der Erwartung eines bestimmten Stils und einer festgelegten Rolle verbunden sind: als Stichworte sei auf den Begriff der „afrikanischen Authentizität" (vgl. Elara Bertho, 2022) wie auch auf die Verpflichtung zu einer „Vorzeige-Qualität" und „Repräsentation einer ganzen Community" (Otoo) verwiesen. In diesen Zusammenhängen kommt auch dem Autobiografischen eine besondere Bedeutung zu. Werden Schwarzen Texten autobiografische Merkmale zugeschrieben, führt dies in der Rezeption oft dazu, dass die autobiografische Lesart dominiert, und andere poetologische oder ästhetische Aspekte der Werke kaum mehr wahrgenommen werden. Pointiert gesprochen geht die Identifikation eines Schwarzen Textes als „Autobiografie" oder „autobiografisch inspiriert" also mit dem Risiko einher, dass seine Einordnung als „Literatur" infrage gestellt wird. Vor dem Hintergrund dieser bis in die Gegenwart wirksamen Dynamik möchte mein Beitrag, der als Doppelvortrag mit Sandra Folies Vorschlag konzipiert ist, das Augenmerk auf die Romane von zwei aus Kamerun stammenden Autoren, Dualla Misipos *Der Junge aus Duala* (1973) und Jean Ikellé-Matibas *Cette Afrique-là!* (1963), legen. Neben inhaltlichen Aspekten verbindet die beiden Texte ihr Changieren zwischen Faktualität und Fiktionalisierung: Es gibt einerseits lebensweltliche Überschneidungen zwischen den Autoren und ihren Protagonisten, andererseits senden beide Texte Fiktionalitäts-Signale. Während Sandra Folie diese Dynamik auf der Textebene beleuchtet, stehen in meinem Beitrag die Paratexte wie auch die Rezeption und Genre-Einordnung der Werke im Vordergrund, wobei der Fokus jeweils auf dem deutschsprachigen Raum liegt. In beiden Fällen zeigt sich eine Dominanz der autobiografischen Ebene: *Cette Afrique-là* wurde beispielsweise in seiner deutschen Übersetzung als *Adler und Lilie in Kamerun* (1966) um den Untertitel „Lebensbericht eines Afrikaners" ergänzt; dem Text der Neuausgabe des *Jungen aus Duala* (2022) sind u.a. Schulfotos des Autors vorangestellt, die eine autobiografische Lesart nahelegen. Mein Beitrag analysiert die in Vorworten, Untertiteln, Abbildungen, Rezensionen und anderen Quellen wirksamen Mechanismen und Lenkungen, fragt nach den Gründen für diese, und ordnet sie in den Kontext der Rezeption Schwarzer Literatur in Deutschland ein. Bio: Gianna Zocco ist Komparatistin und leitet am Leibniz-Zentrum für Literatur- und Kulturforschung (ZfL) in Berlin das ERC-Starting Grant Projekt „Schwarze Narrative transkultureller Aneignung: Literarische Akte des Konstruierens afroeuropäischer Welten und der Infragestellung europäischer Grundlagen" (AFROPEA).

Alexandra Müller (Gießen)
Bürokratisches Life Writing

Der Vortrag betrachtet aus verschiedenen Blickwinkeln den vielschichtigen Zusammenhang zwischen Bürokratie und Life Writing. Zum einen werden hierfür in einem literaturhistorischen Überblick Formen, Funktionen und die Rezeption von

Selbstzeugnissen, die von Beamten verfasst wurden, untersucht. Exemplarisch wird dabei näher auf Samuel Pepys' im 17. Jahrhundert verfasste Tagebücher und den unter dem Pseudonym Zoé Shepard veröffentlichten autobiografisch inspirierten Roman *Absolument dé-bor-dée! ou le paradoxe du fonctionnaire* (2010) eingegangen. Zum anderen werden (auto-)biografische Werke analysiert, in denen thematisiert wird, wie bürokratische Prozesse Lebensgeschichten bestimmen können. Fokussiert werden soll dabei vor allem wie Techniken der Systematisierung und bürokratische Dokumentationsformen (Formulare, Fragebögen, Urkunden) imitiert oder in die Werke integriert werden. In diesem Kontext wird beispielsweise auf die Darstellung von Asyl- und Immigrationsverfahren in den lyrischen Memoiren Invasive Species (2019) der ägyptisch-amerikanischen Dichterin Marwa Helal und der Installation Zugzwang (2020) der deutsch-vietnamesischen Künstlerin Sung Tieu eingegangen. Reflektiert wird darüber hinaus die Bedeutung von bürokratischem Life Writing als Alltagspraxis.

Alexandra Juster (Innsbruck):
Autobiografisches Schreiben als Zeugenaussage in der französischen Gegenwartsliteratur

La familia grande (2021) von Camille Kouchner scheint in Frankreich zusammen mit anderen Stimmen, die sich nun, unterstützt durch die Metoo-Debatten, an die Öffentlichkeit wenden, eine Bewegung der Befreiung zahlreicher Inzestopfer durch das öffentliche Wort in Gang gesetzt zu haben. Das Phänomen des Inzests, das bis dahin kaum erforscht worden ist und unter einer bleiernen Decke des Schweigens von Opfern, Tätern und Gesellschaft verborgen lag, und das in Deutschland nach wie vor unberührt unter dieser bleiernen Decke liegt, wird nun zum Gegenstand öffentlicher Debatten. Der Bericht der französischen Commission indépendante sur l'inceste et les violences sexuelles faites aux enfants (CIVISE), der 2023 in Frankreich veröffentlicht wurde, belegt die Figur des Inzestopfers mit objektiven Daten und zahlreiche wissenschaftliche Beiträge bestätigen die Realität des zutiefst zerstörerischen Traumas des Inzests, dem nicht mit den üblichen Mechanismen der Erinnerung und ihrer Überwindung durch Vergessen begegnet werden kann. Die schwerwiegenden, lebenslangen Folgen inzestuöser Erfahrungen sind inzwischen wissenschaftlich belegt.

Vor diesem Hintergrund beschließt Camille Kouchner, Rechtsanwältin, in *La familia grande* die über zwei Jahre andauernde Verübung des Inzests an ihrem Bruder durch ihren Stiefvater Olivier Duhamel, eine öffentlich bekannte Persönlichkeit, zu bezeugen. Ihre Mitwisserschaft hat sie seit Jahren mit ernsthaften Folgen für ihre eigene Gesundheit und Psyche gequält, bis sie trotz der widerwilligen Zustimmung des Bruders beschließt, an seiner Stelle Zeugenschaft abzulegen, dort wo die gesetzliche Verjährungsfrist jede strafrechtliche Klage unmöglich gemacht hat. Mit ihrem autobiografischen ‚Zeugnis' hat sie seitdem andere Frauen ermutigt, öffentlich das Wort zu ergreifen.

In meinem Beitrag zeige ich am Beispiel von Kouchners *La familia grande*, wie autobiografisches Schreiben in Frankreich in den letzten Jahren zu einem Medium der Zeugenschaft von direkt oder indirekt betroffenen Inzestopfern geworden ist, dort, wo das Recht versagt. Nicht die literarische Qualität des*der Autor*in oder des Textes stehen hier im Vordergrund, sondern das Anliegen, das gesellschaftliche Schweigen zu brechen, Gerechtigkeit einzufordern und durch Öffentlichkeitsarbeit die Selbstheilung einzuleiten.

Piera Mazzaglia (Gießen):
Life-Writing in neuen Formen im Projekt *„Humans of New York*"

Laut dem Oxford Centre for Life Writing umfasst der Begriff Life Writing das Schreiben von Lebensgeschichten alle möglichen Arten, eine Lebensgeschichte zu erzählen, von Biographien und Autobiographien über Briefe und Memoiren bis hin zu Biographien, Blogs und sozialen Medien wie Tweets und Instagram-Stories. In der Literatur gibt es eine Vielzahl von Genres und zahlreiche Beispiele, die unter dem Begriff life-writing zusammengefasst werden können. Tatsächlich hat es das Genre des life-writing schon immer gegeben, auch wenn der Begriff bzw. die Definition „life-writing" erst in den 1980er Jahren in der Forschung etabliert wurde. Die Wahrheit ist, dass es ein allgegenwärtiges menschliches Bedürfnis ist, die eigene (und von anederen)Lebensgeschichte zu erzählen. Der historische Zeitraum, die Form und das Medium mögen sich ändern, aber das Ziel bleibt dasselbe: das Selbst, die Erfahrungen des Selbst, eines Individuums durch eine Lebensgeschichte zu erzählen. Dieses Genre entwickelt sich ständig weiter, und es gibt immer neue Formen/Wege, Lebensgeschichten zu schreiben und erzählen.
Unter dieser Prämisse und unter Bezugnahme auf die erwähnte Definition von Life-Writing soll in diesem Beitrag eine neue Form der Lebenserzählung untersucht werden, die sich in den letzten Jahrzehnten in den sozialen Medien entwickelt hat. Eine dieser neuen Formen ist das Projekt „Humans of New York". Dabei handelt es sich um ein Projekt, das speziell darauf abzielt, die Lebensgeschichten (oder zumindest Teile davon) gewöhnlicher Menschen durch eine Art Medienkombination zu erzählen, die ein Foto, eine Beschreibung, in einigen Fällen Videos und Buchformate umfasst (siehe Beispiel unten). In diesem Fall wird die Erzählung nicht nur durch den Text gegeben (der eine bearbeitete Form der Geschichte ist, die die Menschen auf der Straße Stanton erzählen), sondern auch und vor allem durch den visuellen Teil. Was 2010 als kurioses Straßenfotografie-Projekt des Profifotografen Brandon Stanton begann, hat sich zu einem Social-Media-Imperium mit philanthropischen Zielen und fast 30 Millionen Followern weltweit entwickelt. Es ist auch sehr interessant zu beobachten, wie sich dieses Phänomen, das mit Posts in den sozialen Medien begann, zu einer Art geschriebener Literatur entwickelt hat. Es gibt sogar ein von Macmillan herausgegebenes Buch, das sich laut New Times schnell zu einem Bestseller entwickelt. In den letzten Jahren sind Stantons neue Posts von seinen Reisen durch Europa sehr bekannt geworden, insbesondere die

über Einwanderer, die sogar in der bekannten deutschen Zeitung Der Spiegel veröffentlicht wurden.
Das Buch im Besonderen und der Blog und die Posts im Allgemeinen können als eine Feier der Individualität, des Selbst und der Geschichten aller Menschen, auch der gewöhnlichen, beschrieben werden. Wenn wir das Schreiben von Lebensgeschichten als alle möglichen Arten des Erzählens betrachten, dann ist dieses neue Phänomen ein perfektes Beispiel dafür, wie sich das Genre entwickeln kann und entwickelt hat.
Die Erkundung der vielfältigen Formen des Schreibens bzw. der Repräsentation individueller Lebenserfahrungen in unterschiedlichen Darstellungsformen, wie am Beispiel von *Humans of New York* gezeigt wird, wirft viele Forschungsfragen auf, die im Laufe meines Beitrags beantwortet werden sollen, wie z.B.: Inwiefern stellen die neuen Formen des Life Writing die kanonischen literarischen Formen dieses Genres in Frage? Welche Formen der Selbstdarstellung und Selbstinszenierung finden sich in diesen neuen Formaten? Welche inter- und transkulturellen Repräsentationen werden betont?

Serena Obkircher (Innsbruck): F
akt, Fiktion, Life Writing? Barbi Markovićs *Minihorror*

Wie werden Biografien von Autor*innen in zeitgenössischen literarischen Texten sichtbar? Barbi Marković schreibt in *Minihorror* (2023) in achtundzwanzig Kurzgeschichten über die Ängste und Sorgen des Alltags. Dabei verarbeitet Marković persönliche Erfahrungen in den fiktiven Erlebnissen der Figuren Mini und Miki: Die Protagonistin und ihr Freund wandern im Erzählband durch ihren Alltag und begegnen unzähligen Situationen, die ihr Selbstverständnis, ihre Persönlichkeit und ihre Subjektivität in Frage stellen. Ausgehend von den Comicfiguren Mickey Mouse und Minnie Mouse erschafft Marković eine transkulturelle Welt, in der Fakt und Fiktion verschwimmen, Selbst und Anderes ineinander übergehen und Genrekonventionen ausgenutzt werden, um subjektive Identitätspositionen zu hinterfragen. Im Beitrag wird anhand von Barbi Markovićs *Minihorror* der Frage nach den Grenzen von Life Writing nachgegangen. Es wird untersucht, inwiefern fiktionale und faktuale Darstellungen in literarischen Texten auf unterschiedliche Art und Weise dazu dienen können, das eigene Leben zu erzählen und zu reflektieren. Die Fiktionalisierung persönlicher Erfahrungen führt dabei, so die These, einerseits dazu, dass diese von Autor*innen distanziert betrachtet werden können; andererseits ermöglicht die Einbettung eigener Erlebnisse, Ängste und Vorstellungen in eine fiktive Welt wie jene um Mini und Miki, dass Leser*innen sich ebenfalls mit den persönlichen Erfahrungen der Autorin identifizieren. Mini und Miki werden so im Schreib- und Leseprozess gleichzeitig zum Selbst und zum Anderen; die Grenze zwischen eigenen, subjektiven und gesellschaftlichen Erfahrungen verschwimmt. Markovićs Text beleuchtet dabei ebenso, wie Kategorien der Identitätsbildung wie race, class, gender, religion über die Verhandlung des

eigenen Lebens in fiktionalisierter Form als machtvolle Kategorien in Biografien sichtbar werden, über die Subjektivität gebildet und die Zugehörigkeit zur Gesellschaft verhandelt werden. Die Auseinandersetzung mit Minihorror unter dem Blickwinkel von Life Writing ermöglicht somit eine vertiefte Auseinandersetzung mit der Frage, auf welche Art und Weise in der Gegenwart über fiktionale Texte das eigene Leben erzählt werden kann.

Verena Ott (Université de Lorraine, Nancy):
Death Writing. Brustkrebs und die literarische (Re-)Konstruktion des Ich

Der weibliche Körper ist seit jeher semiotisch überlagert – ein von patriarchalen Diskursen geprägter Bedeutungsraum, in dem die Frau selten die Deutungshoheit über ihren eigenen Körper hat. Insbesondere zeigt sich dies in der christlichen Tradition, die Maria, die Gottesmutter, zum Symbol idealisierter Weiblichkeit erhebt. Besonders prägend ist der Diskurs der Mutterschaft, wie Julia Kristeva in ihrem Essay Stabat Mater zeigt: Die christliche Tradition hebt Maria als Symbol idealisierter Weiblichkeit hervor, deren Körper Gesundheit, Fruchtbarkeit und nährende Fürsorge verkörpert. Die Diagnose Krebs zerstört diese kulturellen Zuschreibungen radikal, insbesondere wenn sie Brüste oder die Gebärmutter betrifft – Organe, die symbolisch mit Mutterschaft und Leben verknüpft sind. Statt Leben wird hier der Tod „geboren“. Der Tumor, der wie ein Kind in der Frau heranwächst, steht nicht für Zukunft und Freude, sondern für Zerfall und Verlust. Abbildung 1: Matuschka: "Beauty Out of Damage", New York Times Magazine 1993 (Quelle: Wikipedia Commons) Künstlerische und literarische Auseinandersetzungen reflektieren diesen Bruch. Bildende Künstlerinnen wie Matuschka (Abb. 1) oder Jo Spencer setzen dem Topos der Maria lactans bewusst Bilder entgegen, die den beschädigten Körper sichtbar machen und damit gesellschaftliche Tabus um Krankheit, Weiblichkeit und Schönheit herausfordern. Diese Werke stehen im Gegensatz zur kunsthistorischen Tradition, in der Krankheit oft als Ausdruck göttlicher Strafe oder moralischer Sünde dargestellt wird, wie etwa in Michelangelos Die Sintflut (1508).1 1Andreas G. Herlich et al.: Did Michelangelo paint a young adult woman with breast cancer in “The Flood” (Sistine Chapel, Rome)?, in: The Breast, 78. 2024 (https://doi.org/10.1016/j.breast.2024.103823, Zugriff 13.09.2024).

In der Literatur spiegelt sich diese Dekonstruktion des weiblichen Körpers im Life Writing wider, das hier zur Praxis des Death Writing wird. Audre Lordes The Cancer Journals (1980) sind ein paradigmatisches Beispiel dafür, wie die autobiografische Reflexion über Krankheit nicht nur Verlust, sondern auch eine Neudefinition des Ichs ermöglicht. Lorde schreibt gegen die semiotische Überlagerung ihres Körpers an und erschafft durch das Schreiben eine neue Form von Subjektivität, die die Befreiung von normativen Körperbildern und gesellschaftlichen Zuschreibungen einschließt. Sie verweigert sich somit auch literarisch den Prothesen und Perücken, die die Tabuisierung perpetuieren und die Brüche im weiblichen Körperbild

verschleiern. Auch hybride Werke wie Annie Ernaux' L'usage de la photo (2005) und Dorothea Lynchs Exploding into Life (1986), die Fotografie und Text verbinden, zeigen, wie sich feministische Autorinnen Diskurshoheit zurückerobern und die symbolische Überlagerung des weiblichen Körpers literarisch verhandeln. Vor allem in Lynchs Werk wird durch die zusätzliche fotografische Dokumentation des körperlichen Verfalls, das Potential von Kunst und Literatur deutlich das häufig Verschwiegene oder gesellschaftlich Tabuisierte sichtbar zu machen. Dieser Vortrag untersucht, wie Brustkrebs als literarisches und künstlerisches Motiv die Möglichkeit einer Rekonstruktion des Ichs eröffnet – ein Prozess, in dem der weibliche Körper neu ausgehandelt wird. Der Fokus liegt dabei auf feministischen Perspektiven, die in der Zeugenschaft der eigenen Krankheit versuchen, gesellschaftliche Narrative über Krankheit zu dekonstruieren bis hin zur kreativen Rekonstruktion eines selbstbestimmten Ichs. Hierbei werden die patriarchalen Narrative um Schönheit, Gesundheit und Weiblichkeit bewusst hinterfragt. Die Analyse wird durch weitere Texte und Beispiele ergänzt, die den weiblichen Körper als Ort kultureller, körperlicher und literarischer Tradition aber auch Transformation begreifen. BIBLIOGRAPHIE (Auswahl) Primärliteratur Acker, Kathy: The Gift of Disease, in: The Guardian 18.01.1997 Anne Boyer: The Undying. Pain, Vulnerability, Mortality, Medicine, Art, Time, Dreams, Data, Exhaustion, Cancer, and Care, New York 2019 Ernaux, Annie/ Marc Marie : L'usage de la photo, Paris 2005 Lorde, Audre: The Cancer Journals, London 2020 Lynch, Dorothea /Eugen Richard: Exploding into Life, New York 1986 Ruth Picardie, Before I Say Goodbye, New York 2000

Cooke, Jennifer: Contemporary Feminist Life-Writing. The New Audacity, Cambridge 2020 Henke, Suzette A.: Shattered subjects. Trauma and Testimony in Women's Life-Writing, Basingstoke 2000 Herlich, Andreas G. et al.: Did Michelangelo paint a young adult woman with breast cancer in "The Flood" (Sistine Chapel, Rome)?, in: The Breast, 78.2024 (https://doi.org/10.1016/j.breast.2024.103823, Zugriff 13.09.2024) Kley, Antje: „Das erlesene Selbst" in der autobiographischen Schrift. Zu Politik und Poetik der Selbstreflexion bei Roth, Delany, Lorde und Kingston, Tübingen 2001 Kristeva, Julia: Stabat Mater, in: Toril Moi (Hg.): The Kristeva Reader, Oxford 1990, S. 160186 Sontag, Susan: Illness as Metaphor, New York 2001 Thomas, Helen: Breast Cancer Autopathography. The Laws of the Body and the Body of the Law, in: Jennifer Cooke (Hg.): Scenes of Intimacy. Reading, Writing and Theorizing Contemporary Literature, London 2013, S. 191-210 Walk, Lori L.: Audre Lorde's Life Writing. The Politics of Location, in: Women's Studies, 32.2003, S. 815–834 Waskul, Dennis D./Pamela van der Riet: The Abject Embodiment of Cancer Patients. Dignity, Selfhood, and the Grotesque Body, in: Symbolic Interaction, 25.2002, S. 487-513 Wohlmann, Anita: Metaphor in Illness Writing. Fight and Battle Reused, Edinburgh 2022

Malena Pastoriza (Universität Passau):
Disability Life Writing in der neueren argentinischen Literatur

In den letzten Jahrzehnten hat die Literaturkritik in der neueren argentinischen Literatur eine Tendenz zum „Life Writing" festgestellt. Unter diesem Label werden Texte versammelt, in denen ein Spiel zwischen Selbstkonstruktion (geleitet von den Erwartungen des Spektakels) und Bekenntnis (als vitaler Impuls) zu erkennen ist.
In diesem Rahmen befasst sich meine Forschung mit dem „Disability Life Writing" in der argentinischen Literatur. Obwohl diese Kategorie in der angelsächsischen Literaturwissenschaft weit verbreitet ist, wurde sie in der lateinamerikanischen Romanistik bisher kaum behandelt. In diesem Vortrag möchte ich zwei repräsentative Werke zu diesem Thema in der heutigen argentinischen Literatur vorstellen. Neben der medialen Aufmerksamkeit, die sie aufgrund der einzigartigen Biografien ihrer Autor:innen erhalten haben, verknüpfen diese beiden Bücher auf besonders originelle Weise „Life Writing" und Behinderung.
1) *Formas propias: diario de un cuerpo en guerra* [*Eigene Formen: Tagebuch eines Körpers im Krieg*], von Matías Fernández Burzaco (Tusquets, 2021). Eine Chronik, die zum autobiografischen Lesen auffordert, aber dennoch von den üblichen Erwartungen an dieses Genre entfernt ist. Sein Autor, ein junger Künstler aus Buenos Aires, der an Juveniler Hyaliner Fibromatose leidet, schreibt keine klassische Autobiografie, sondern wählt eine Tagebuchform als Praxis des Schreibens, die seine eigenen Erfahrungen transformiert. Beispielsweise ersetzt das Buch die Erzählung vergangener Erfahrungen durch das Schreiben im Präsens. Es ist auch in direkter Ansprache geschrieben („Ich werde alles erzählen", sagt der Autor) in einer parataktischen Syntax.
2) *Las primas* [*Die Cousinen*], Gewinner des Preises Neuer Roman von *Página/12* im Jahr 2007, wurde von der 86-jährigen Aurora Venturini geschrieben. Ein Roman über das Leben einer „dysfunktionalen" Familie, erzählt von einer Figur mit Dyslalie. Obwohl es sich um eine Fiktion handelt, hat Venturini in einem Gespräch polemisch formuliert: „*Las primas* bin ich (...), es ist meine Familie. Wir waren nicht normal. Zu Hause waren alle meine Schwestern zurückgeblieben. Und ich war es auch". So sprengt der Roman die Grenzen zwischen Fiktion und Biografie. *Las primas* hat in letzter Zeit erneut Aufmerksamkeit erregt: Er war Gegenstand einer Klage, die darauf abzielte, seine Lektüre in Gymnasien zu zensieren.

Ines Maria Gstrein (Innsbruck):
Autobiografisches Erzählen als Formreflexion: Ali Smiths „true short story" über das Wesen der Short Story

Der Short Story „true short story" ([2005] 2008) kommt in Ali Smiths Œuvre eine Sonderstellung zu. Wie die Autorin selbst betont, sind ihre Werke nur selten autobiografisch angelegt (Smith und Boddy 80). Schon im Titel der genannten Short Story klingt jedoch an, dass dieser Text im Grenzbereich von fiktionalem und

faktualem Erzählen angesiedelt ist. Einerseits basiert „true short story“ auf realen Begebenheiten aus Smiths Leben, andererseits weist dieser Text auch klar fiktionale Passagen, etwa die Neuschreibung einer Episode aus Ovids Metamorphoses, auf. Wahrheitsanspruch und Fabulierlust stehen gleichberechtigt nebeneinander. In meinem Vortrag möchte ich erläutern, inwiefern Smith Elemente des autobiografischen Schreibens nutzt, um kritisch-humoristisch über Short Storys als literarisches Genre zu reflektieren. Der Vortrag gliedert sich in drei Teile. Erstens zeigt sich in den autobiografischen Textteilen von „true short story“ ein relationales Verständnis des Selbst. Nancy K. Miller betont, dass das autobiografische Subjekt durch zwischenmenschlichen Kontakt entsteht (298). „true short story“ rückt Smiths langjährige Freundschaft zu Kasia Boddy in den Vordergrund. Einige Gespräche mit Boddy wurden von Smith erst wortgetreu niedergeschrieben, bevor sie Eingang in die Short Story fanden (Smith und Boddy 80). Hier wird deutlich, dass die autobiografische Komponente auf einer „ästhetisch-fiktionale[n] Übertragung der Lebensgeschichte“ (Schwalm 59) in einen literarischen Text beruht. Zweitens weist „true short story“ eine meta-autobiografische Dimension auf. Weibliches Sprechen wird bzw. wurde nicht nur im Mythos von Echo und Narziss, sondern auch in Smiths Lebensgeschichte unterbunden. Damit wird Frauen die Möglichkeit genommen, ihre eigene Geschichte und die anderer Frauen zu erzählen. Smiths Short Story ist ein eindringliches Plädoyer für die Macht des Erzählens – sowohl faktualer als auch fiktionaler Natur. Drittens soll den intertextuellen Bezugnahmen in „true short story“ Rechnung getragen werden. In ihren Überlegungen zu den Affordances der literarischen Form der Short Story beruft sich Smith auf nicht weniger als dreizehn Personen, die selbst als Short-Story-Autor*innen oder -Forscher*innen in Erscheinung getreten sind. Mit „true short story“ schreibt sich Smith in einen größeren literaturgeschichtlichen Kontext ein und nimmt auch auf ihre Universitätsausbildung in Cambridge Bezug. Damit spiegelt „true short story“ einen Teil von Smiths Berufsleben wider.

Miller, Nancy K.: „Andere darstellen: Gender und die Subjekte der Autobiographie“, in: Texte zur Theorie der Biographie und Autobiographie, hg. v. Anja Tippner u. Christopher F. Laferl, Stuttgart: Reclam 2016, S. 280–302. Schwalm, Helga: „Autobiographischer Roman“, in: Metzler Lexikon Literatur, hg. v. Dieter Burdorf, Christoph Fasbender u. Burkhard Moennighoff, 3. Aufl., Stuttgart u. Weimar: Metzler 2007, S. 59. Smith, Ali: The First Person and Other Stories, London: Penguin 2008.

Jennifer Preuß (Ruhr-Universität Bochum):
Vom Schreiben und vom Leben – Die Vermischung von Autobiografie und literarischer Analyse der Kunst des Schreibens in Benedict Wells' *Die Geschichten in uns*

In *Die Geschichten in uns* von Benedict Wells werden Autobiografie und literarische Analyse geschickt miteinander verbunden: Das Buch bietet einen sehr

persönlichen Bericht über Wells' Leben. Es geht auf seine Kindheit und Jugend ein, einschließlich seiner Erfahrungen in verschiedenen Internaten und Heimen. Wells gibt Einblick in seine schwierige, aber liebevolle Beziehung zu seinen Eltern, darunter ein chaotischer Vater und eine Mutter, die einige Zeit in der Psychiatrie verbrachte. Der Autor schildert seinen Weg von der Kindheit bis zu seinen ersten Veröffentlichungen und gibt so einen persönlichen Einblick in seine Entwicklung als Schriftsteller.
Neben den autobiografischen Inhalten enthält *Die Geschichten in uns* auch literarische Analysen und Schreibanleitungen. Wells erörtert das Handwerk des Schreibens und geht dabei auf Themen wie die Entwicklung von Charakteren, den Aufbau von Spannung und die Verfeinerung des eigenen Stils ein. Das Buch enthält konkrete Tipps für angehende Schriftsteller, die auf seinen eigenen Erfahrungen und Techniken beruhen. Wells analysiert und kritisiert frühe Entwürfe seiner eigenen Romane und bietet dem Leser einen Einblick in seinen kreativen Prozess und seine Entwicklung als Autor.
Die einzigartige Struktur des Buches ermöglicht es Wells, seine Lebenserfahrung mit seiner Entwicklung als Schriftsteller zu verknüpfen. Er erklärt, wie er an das Schreiben herangeht und welche Techniken ihm dabei geholfen haben, und verbindet diese Erkenntnisse mit seiner persönlichen Lebensreise. Der Autor reflektiert darüber, warum Menschen schreiben und was wir in der Literatur suchen und finden, wobei er von seinen eigenen Motivationen und Erfahrungen ausgeht.
Wells konzentriert sich zwar auf sein eigenes Werk, bezieht aber auch die Analyse anderer Autoren und Werke mit ein: Anhand von Beispielen aus der Gegenwarts- und Weltliteratur veranschaulicht er verschiedene Schreibtechniken und -prinzipien. Das Buch bietet Leseempfehlungen und Einblicke in die Werke anderer Autoren und stellt Wells' eigenes Schreiben in einen breiteren literarischen Kontext. Durch die Kombination dieser Elemente macht *Die Geschichten in uns* zu einer hybriden Textsorte, die Wells' persönliche Erzählung mit umfassenderen Überlegungen zu der Kunst des Schreibens und zur literarischen Analyse verbindet. Dieser Ansatz bietet dem Leser nicht nur Einblicke in Wells' Leben und Werk, sondern auch wertvolle Perspektiven auf den kreativen Prozess und die Macht des Geschichtenerzählens.

Anna Seidel (Berlin)
Life-Writing als Identity-Writing: Konsolidierungen kollektiver migrantischer Identität bei Saša Stanišić und Toxische Pommes

„Life-writing has to do with the emotions, it has to do with memory, and it has to do with a sense of identity." (The Oxford Centre for Life-Writing, What is Life-Writing) Life-Writing hat stets eine identitätsbezogene Dimension. Diese kann sich auf die Beschreibung einer autor:inneneigenen Identität beziehen, indem der:die Autor:in mit einem Text oder anderem Artefakt seine Identität zum Ausdruck zu bringen oder zu konstituieren sucht. Life-Writing kann aber auch an der Bildung von kollektiven

Identitäten arbeiten, wie sie Klaus Eder (2009) als narrative Konstruktionen definiert, die die Kontrolle von Grenzen eines Netzwerks von Handelnden ermöglicht. In meinem Beitrag möchte ich dem Potential jener kollektiven, auf narrativen Verfahren basierenden Identitätsbildung in zeitgenössischen, autobiografischen Romanen von migrantischen Schriftsteller:innen nachgehen. Basierend auf Studien zu literarischen Identitätskonstruktionen (u.a. Wolting 2017; Gätje & Singh 2021; Horváth 2017) analysiere ich Saša Stanišićs Herkunft (2019) und den Roman Ein schönes Ausländerkind (2024) der Kabarettistin und Instagrammerin Toxische Pommes und stelle literarische Verfahren heraus, mittels welcher in den Texten an der Produktion und Aktivierung einer multiethnischen, migrantischen Identität in deutschsprachigen Ländern gearbeitet wird. Ich zeige, wie in beiden Texten Life-Writing zu Identity-Writing wird, die Repräsentation von Identitätssuche und -krise zur Konstitution einer kollektiven, vielfältigen, dennoch kohäsiven migrantischen Identität, die weder die Sehnsucht nach dem Herkunftsland, noch die Integration am aktuellen Wohnort als Fokus der biografischen Erzählung setzt. Vielmehr arbeiten beide Texte, indem sie Prozesse der Identitätskonstruktion thematisieren an der Konsolidierung einer neuartigen hybriden, migrantischen Identität von Personen, die in den 1990er-2000er Jahren in Deutschland oder Österreich in migrantischen Familien geboren und/oder aufgewachsen sind. Schwerpunkte meiner Analyse werden die Einbettung jenes zeitgenössischen Identity-Writing in bereits identifizierte Diskurse deutschsprachiger migrantischer Literatur (vgl. u.a. Ezli 2022) sowie die Herausstellung von genderbezogenen Aspekten sein und damit auch die Frage, inwiefern Geschlechtsidentität(en) für migrantisches Identity-Writing von Bedeutung sind.